

Eine Analyse empirischer Studien zum Musikhören Jugendlicher

→ Musik-Erleben: Abnutzung durch Überangebot?*

Von Klaus-Ernst Behne**

Musik ist heute allgegenwärtig und Teil des Alltagslebens, ob im Kaufhaus, beim Friseur oder in der Telefonwarteschleife. Jeder kann sich jederzeit mittels überall verfügbarer Geräte (Walkman, Radio bzw. CD-Player im Auto etc.) mit Musik versorgen. Wie verändern diese Möglichkeiten die Wahrnehmung von Musik? Gibt es noch die Fähigkeit zum intensiven Zuhören wenigstens für die Lieblingsmusik? Welche Konsequenzen ergeben sich aus dem Musik-Überangebot für die heranwachsende Generation, die Jugendlichen?

Methodische Zugangsweisen

Grundsätzlich scheint es drei Wege zu geben, um Veränderungen der Wahrnehmung innerhalb bestimmter Kulturen zu dokumentieren: Nachstellung von Experimenten aus der Vergangenheit, Längsschnittstudien und Meta-Analysen. Die erste Variante, eigentlich die einfachste und am wenigsten aufwendige, wird sehr selten praktiziert, sicherlich auch deshalb, weil sich bei älteren Experimenten das Reizmaterial nicht immer rekonstruieren lässt.

Nachstellung von Experimenten aus der Vergangenheit

Längsschnittanalysen

Relativ aufwendig sind Längsschnittanalysen. Wenn mit einer Kohorte (einem Jahrgang) gearbeitet wird, dokumentieren sie Veränderungen, aber eben nur für die jeweilige Generation. Lassen sich mehrere Kohorten realisieren, so kann man hoffen, zeitgeschichtlich bedingte Veränderungen zu erfassen, allerdings taucht dann ein anderes Problem auf: Kohorten differieren in der Regel um ein oder mehrere Jahre (länger reicht der Atem eines Forschers oft nicht), zeitgeschichtliche Effekte lassen sich aber bestenfalls über Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte erwarten und beobachten.

Meta-Analysen

Schließlich gibt es auch noch die Möglichkeit, bereits publizierte Untersuchungen anderer Autoren zum gleichen Thema über einen längeren Zeitraum im Nachhinein vergleichend zu analysieren. Da die experimentelle Psychologie bzw. die Musikpsychologie nun schon länger als ein Jahrhundert besteht und erstere bereits in ihren Anfängen durchaus an ästhetischen Fragestellungen interessiert war, ergibt sich heute im günstigen Fall die Chance, solche zeitlich weit gestreuten Untersuchungen – etwa zum Thema Wirkungen von Musik – im Rahmen einer Meta-Analyse zu be-

trachten. Wenn sich in einem bestimmten Forschungsbereich Konventionen der Darstellung und Auswertung etabliert haben, sind Meta-Analysen auf relativ hohem methodischen Niveau möglich. (1)

Im Folgenden seien aus zwei eigenen Studien, einer empirischen Längsschnittuntersuchung und einer Meta-Analyse, ausgewählte Detailergebnisse vorgestellt, bei denen sich im Zusammenhang die Frage stellt, ob sich in den 90er Jahren die musikalischen Hörgewohnheiten von Jugendlichen verändert haben.

Längsschnittstudie zum Musik-Erleben und Musikgeschmack

Bei der ersten Studie, aus der einige wenige Ergebnisse knapp skizziert werden sollen, handelt es sich um eine Längsschnittstudie der Jahre 1991 bis 1997, für die bisher nur Teilergebnisse publiziert wurden. (2) 150 anfangs Elfjährige wurden in sechs Jahren insgesamt achtmal in einem sehr aufwendigen Verfahren u.a. zum Musikgeschmack (klingend und verbal), zum Musik-Erleben, zum Medienverhalten sowie einer Reihe von entwicklungspsychologisch relevanten Aspekten befragt. Hauptanliegen der Studie war es zu prüfen, wie sich musikalisches Verhalten im Umfeld der Pubertät tatsächlich entwickelt, bisher gab es nur Querschnittstudien zu dieser Thematik. Es sollte insbesondere überprüft werden, wie sich verschiedene Aspekte des Musik-Erlebens entwickeln, ob dies möglicherweise in Abhängigkeit von kritischen Lebensereignissen geschieht. Darüber hinaus interessierte: Wenn sich musikalisches Verhalten in diesen Jahren unterschiedlich entwickelt, lässt sich dies aus der Individualität der Biographien erklären?

(Musik-)Geschmack und soziale Struktur werden nicht erst seit Pierre Bourdieu im Zusammenhang interpretiert. Das klassische Schichtenmodell der Soziologie impliziert Eindimensionalität, einen „gehobenen“ und einen „niederen“ Geschmack, E- und U-Musik sind die betreffenden Etiketten, die sich trotz aller Kritik nach wie vor nicht aus dem Diskurs verbannen lassen. Bei Bourdieu (3) ist Kultur hingegen mindestens zweidimensional zu interpretieren, der Soziologe Gerhard Schulze hält fünf Milieus (die sich in zwei Dimensionen anordnen lassen) für praktikabel. (4)

In der vorliegenden Untersuchung wurde der Musikgeschmack auf der verbalen Ebene durch eine von Jahr zu Jahr leicht erweiterte (d.h. aktualisierte) Liste von umgangssprachlichen musikstilistischen Kategorien erfasst, am Ende der Studie, bei den Siebzehnjährigen (1997), waren es insgesamt 46 Begriffe.

Eine Faktorenanalyse dieser 46 Kategorien ergab insgesamt elf verschiedene Faktoren (mit Eigenwert > 1,0), von denen sich zumindest die ersten acht recht schlüssig interpretieren ließen. Tabelle 1 enthält links die jeweiligen Kategorien pro Faktor mit Ladungszahlen > 0,40, rechts die nachträglichen Faktorenbenennungen. „E-E-Musik“ steht

Wie entwickelt sich musikalisches Verhalten im Umfeld der Pubertät?

Musik und Sozialstruktur werden oft im Zusammenhang interpretiert

Jugendliche finden Identität in extrem diversifizierter Musikkultur

* Überarbeitetes Manuskript eines Vortrags anlässlich der Fachtagung des Vereins Zuhören e.V. mit dem Hessischen Rundfunk „Ökonomie des Zuhörens – Das Radio im Wettstreit um Aufmerksamkeit“ am 25./26.11.2000 in Frankfurt am Main.

** Präsident der Hochschule für Musik und Theater Hannover.

1 Faktorenanalyse der verbalen Musikpräferenzen: Dimensionen des Musikgeschmacks bei 17-Jährigen

Faktoren	Kategorien	Ladungszahl	Bezeichnung der Faktoren
1	Oper	0.84	E-E-Musik
	Operette	0.78	
	Klass. Konzertmusik	0.74	
	Musical	0.66	
	Chormusik	0.61	
	Geistliche Musik	0.45	
2	Rave	0.88	Techno
	Techno	0.84	
	Dance-House	0.72	
	Acid-House	0.69	
	Hard Core	0.59	
3	Heavy Metal	0.86	Hard & Heavy
	Hard Rock	0.84	
	Punk	0.70	
	Independent	0.57	
	Rockmusik 70er Jahre	0.49	
4	Swing	0.70	Oldies
	Dixieland-Jazz	0.66	
	Blues	0.65	
	Modern Jazz	0.61	
	Beat & Popmusik 60er Jahre	0.53	
	Rock'n Roll 50er Jahre	0.50	
5	Neue Deutsche Welle	0.78	Deutsche Popmusik
	New Wave	0.67	
	Liedermacher	0.54	
	Deutsche Schlager	0.46	
6	Ausl. Folklore	0.67	Folklore
	Franz. Chansons	0.62	
	Trad. Tanzmusik	0.61	
	Ethno-Pop	0.60	
7	Marschmusik	0.70	Volkstümliche Musik
	Blasmusik	0.65	
	Country & Western	0.64	
	Deutsche Volksmusik	0.64	
8	Rap	0.85	Rap/HipHop
	HipHop	0.83	
9	Soft Rock	0.67	Pop
	Disco	0.47	
	Soul	0.41	
10	Gothic	0.59	„Exoten“
	Raggamuffin	0.51	
	EBM	0.51	
	Latin Pop	0.41	
11	Reggae	0.70	Reggae
	Jungle	0.51	
	Funk	0.49	

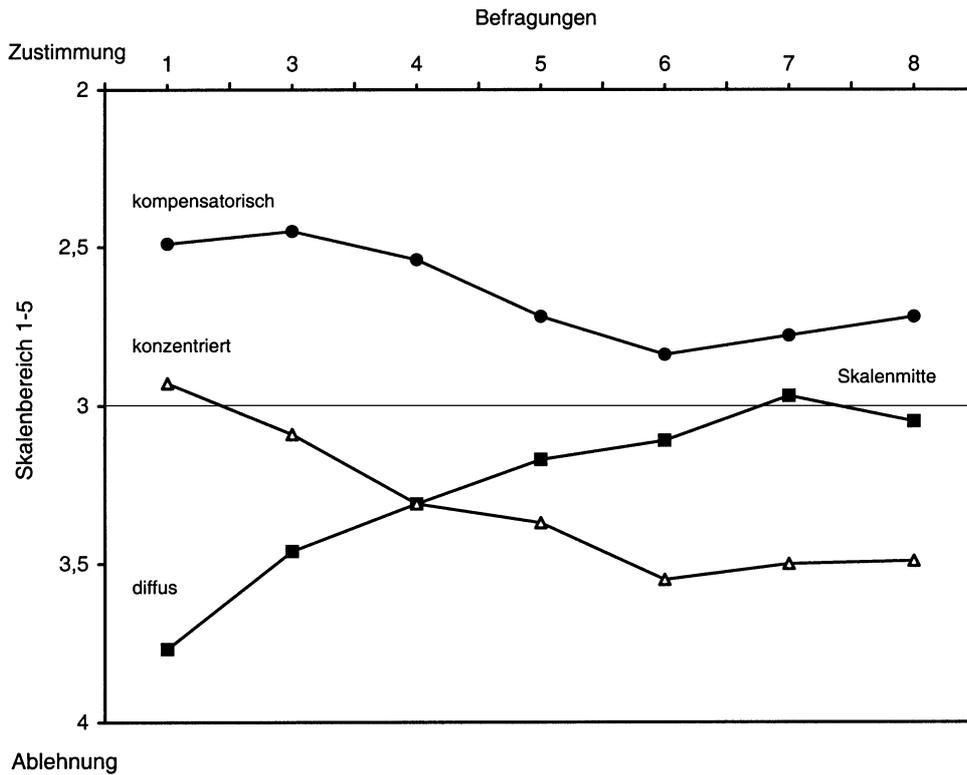
Lesehilfe: Die Tabelle enthält pro Faktor die höchsten Ladungszahlen einer Faktorenanalyse mit 46 Musikbegriffen. Berücksichtigt wurden die Faktoren mit einem Eigenwert > 1.0. Wegen der nicht sehr hohen Ladungszahlen (< 0.8) der Faktoren 9 bis 11 ist es eine Ermessensfrage, ob man sie interpretiert. Die Faktoren 4 bis 7 haben ebenfalls keine sehr hohen Ladungen, erscheinen aber in sich homogener.

Quelle: Behne (Anm. 5).

für „ernste Musik für Erwachsene“. Diese „E-E-Musik“ ist für Jugendliche der homogenste Faktor, eine Musik, die mehrheitlich jedoch eher negativ eingestuft wurde. Wichtigstes Ergebnis dieser Faktorenanalyse ist die Tatsache, dass mindestens acht

Dimensionen erforderlich sind, um jugendlichen Musikgeschmack angemessen zu beschreiben. Das, was seit den 30er Jahren als E-Musik bezeichnet und von ihren Freunden als ein sehr heterogener

Abb.1 Veränderungen dreier musikalischer Umgangsweisen im Zeitverlauf
Von Herbst 1991 über 7 Befragungen bis Frühjahr 1997, n= 150



Musikstilbereich betrachtet wird, ist in dieser Perspektive (d.h. der Perspektive von 17-Jährigen) lediglich eine von acht (oder mehr) Facetten des Musikgeschmacks. In diesem System von acht (oder mehr) Dimensionen können Jugendliche sich – im doppelten Wortsinne – individuell „einrichten“, ihre Identität stiftende Nische in einer extrem diversifizierten Musikkultur finden. Eine solche Struktur ist kaum vereinbar mit einer mainstreamorientierten, charts-hörigen musikalischen Jugendkultur, wie sie von Erwachsenen gern unterstellt wird.

5 („absolut falsch – diese Aussage trifft auf mich überhaupt nicht zu“) anzugeben, wie sie normalerweise Musik hören, Musik erleben. Da diese fünf Aussagen inhaltlich verwandt sind, erscheint es sinnvoll, sie zusammenzufassen (durch Mittelwertbildung) und das so entstandene Maß als Index für kompensatorisches Musikhören zu betrachten. Entsprechend lassen sich Aussagen „mache ich gern die Augen zu“ und „finde ich es interessant, die verschiedenen Themen, Melodien und Rhythmen zu verfolgen“, sinnvoll als Index für konzentriertes Musikhören zusammenfassen.

Untersuchte Aspekte des Musik-Erlebens:

- 1. kompensatorisches,
- 2. konzentriertes Musikhören

Wie lassen sich verschiedene Aspekte des Musik-Erlebens verbal erfragen? Die Jugendlichen wurden beispielsweise gebeten, zu folgenden Aussagen Stellung zu nehmen:

- Wenn ich Musik höre,
- kann ich mich richtig beruhigen, wenn ich vorher aufgeregt war;
 - kann es sein, dass ich meine Stimmungen in der Musik wiederfinde;
 - fühle ich mich weniger einsam;
 - soll sie mich auf andere Gedanken bringen, unangenehme Stimmungen aus meinem Kopf vertreiben;
 - bringt sie mich in eine andere Stimmung.

Bei jedem dieser Sätze wurden die Jugendlichen aufgefordert, mit Zahlen zwischen 1 („absolut richtig – diese Aussage trifft genau auf mich zu“) und

Es gibt aber auch ganz andere Umgangsweisen mit Musik, bei denen sie lediglich beiläufig als Hintergrundmusik fungiert, wie das in den folgenden Aussagen beschrieben wird: „höre ich gern nur mit einem Ohr zu“, „mache ich gern etwas ganz anderes“. Diese Aussagen wurden entsprechend zu einem Index für diffuses Hören zusammengefasst.

Tatsächlich standen diese Aussagen an verschiedenen Stellen des betreffenden Fragebogens mit insgesamt 39 Items. Die Bündelung geschah anhand von Cluster- und Faktorenanalysen. Ohne hier auf nähere statistische Einzelheiten eingehen zu wollen (5), sei demonstriert, wie sich diese drei ausgewählten Formen des Umgangs mit Musik zwischen dem elften und 17. Lebensjahr bei den befragten Jugendlichen verändert haben.

Abbildung 1 gibt die summierten Kurven für kompensatorisches, konzentriertes und diffuses Hören wieder. Wenn sich die Kurven nach oben bewegen, hat sich die betreffende Hörweise verstärkt, bei Kurvenverlauf nach unten gilt das Gegenteil.

3. Diffuses Hören (Hintergrundmusik)

Wie haben sich die drei Musik-Umgangsformen bei den befragten Jugendlichen entwickelt?

- Verwendung von Musik als Hintergrundmusik steigt mit dem Alter an** Man sieht augenfällig zwei gegenläufige Trends: Diffuses Hören – also die Verwendung von Musik als Hintergrundmusik – steigt deutlich an, kompensatorisches und konzentriertes Hören, also zwei Hörweisen, die auf sehr unterschiedliche Art durch Zuwendung zur Musik gekennzeichnet sind, entwickeln sich jedoch zunächst eindeutig rückläufig und scheinen sich dann ab dem 15. Lebensjahr zu stabilisieren.
- Jugendliche haben vorpubertäre Intensität des Musik-Erlebens verloren** Man muss sich hier vergegenwärtigen, dass solche gemittelten Daten nur Tendenzen wiedergeben, Individuen können sich ganz anders verhalten. Tendenzen sind in einem solchen Fall jedoch vorherrschende Tendenzen, die die psychische Entwicklung bei Mehrheiten beschreiben. Unter diesem Gesichtspunkt wird man – für Jugendliche, die in den 90er Jahren aufwuchsen – feststellen können: Sie lernen (durch Medienallgegenwart bedingt) Musik auszublenden, (nicht selbst ausgewählte) Musik nicht an sich heranzulassen, zugleich schwächt sich jedoch ihre Zuwendung zu jener Musik ab, die sie selbst ausgesucht haben, Musik, für die sie u.U. Zeit und Geld investiert haben, um sie intensiv zu erleben. Hat die adaptive Fähigkeit, die permanente musikalische Beschallung bestimmter Orte in dieser Gesellschaft weitgehend zu ignorieren auf der anderen Seite musikalische Erlebnisunfähigkeit zur Folge? Das sicherlich nicht, aber insgesamt wird man festhalten können, dass die Jugendlichen etwas verloren haben, eine vorpubertäre Intensität des Musik-Erlebens, die sich ab dem zwölften/13. Lebensjahr deutlich abgeschwächt hat.
- Seit den 80er Jahren lernen Jugendliche verstärkt, nicht hinzuhören** Diese Ergebnisse sind vor allem vor dem Hintergrund einer Querschnittstudie aus den 80er Jahren bedeutsam (6): Seinerzeit ergab sich für etliche Komponenten des Musik-Erlebens ab dem 15. Lebensjahr eine deutliche Verstärkung. Hier wird man wohl auf einen kulturellen Wandel zwischen den 80er und 90er Jahren schließen müssen. Abbildung 1 sowie der Bezug auf die Ergebnisse in den 80er Jahren legen die Schlussfolgerung nahe, dass junge Menschen seit den 80er Jahren verstärkt lernen, nicht hinzuhören (Hypothese 1).
- Philosophie und Psychologie beschäftigen sich seit langer Zeit mit Wirkungen von Musik** **Meta-Analyse: Wirkung und Wirkungslosigkeit von (Hintergrund-)Musik** Wirkungen von Musik sind seit einem Jahrhundert ein klassisches Themenfeld der Musikpsychologie, nachdem die an Musik interessierte Philosophie sich seit Jahrtausenden auf reizvolle, wenngleich spekulative Art damit beschäftigt hat. Über die Jahrhunderte gibt es eine Fülle von Schriften, die dem Thema schon im Titel mit plastischen Formulierungen unterschiedliche Akzente geben. Als ein Beispiel für viele sei Johann Hermann Kausch erwähnt, der im Jahre 1782 eine „Psychologische Abhandlung über den Einfluss der Töne und insbesondere der Musik auf die Seele; nebst einem Anhang über den unmittelbaren Zweck der schönen Künste“ verfasste. „Wirkungen von Musik“ sind für uns offenbar so selbstverständlich, dass der Hinweis auf ihre mögliche Wirkungslosigkeit irritiert.
- Wer allerdings beispielsweise im Jahrbuch Musikpsychologie nach Studien zur Wirkung von Musik im letzten Jahrzehnt sucht, wird zwar fündig, aber nicht unbedingt im erwarteten Sinne. In einschlägigen Untersuchungen wurden per Experiment bzw. Feldstudie entsprechende Effekte gesucht, aber nicht bestätigt. (7) Dabei handelt es sich jeweils um methodisch einwandfreie Studien, man kann den jeweiligen Versuchsleitern also nicht den Vorwurf machen, sie hätten keine Wirkungen gefunden, weil es an der handwerklichen Qualität ihres Suchens gemangelt hätte.
- Diese singulären Beobachtungen der Wirkungslosigkeit von Musik führten dazu, gezielter zu fragen, wie häufig solche im statistischen Sinne nicht signifikanten Ergebnisse zu beobachten sind. (8)
- Zunächst lassen sich Wirkungen von Musik in zwei grundsätzlich verschiedenen Arten von Hörsituationen unterscheiden: einmal die überwiegend konzentrierte Hinwendung zur Musik (im Konzert, über Medien) und zum anderen die geteilte Aufmerksamkeit, bei der die Musik lediglich im Hintergrund erlebt wird, andere Tätigkeiten – aufmerksamkeitspsychologisch – zumeist im Vordergrund stehen (im Kaufhaus, bei der Hausarbeit, beim Zahnarzt, bei den Schularbeiten etc.).
- Im ersten Fall spricht man sinnvollerweise von Wirkungen der Musik, im zweiten von Wirkungen der Hintergrundmusik (zur unterschiedlichen Aufmerksamkeit am Beispiel Radio hören vgl. den Beitrag von Ekkehardt Oehmichen in diesem Heft). Ein und dieselbe Musik kann, je nach Einstellung des Hörers, sowohl Musik wie auch Hintergrundmusik sein. In diesem Zusammenhang sollte man sich stets vergegenwärtigen, dass für die meisten Menschen in den hochzivilisierten Ländern die zweite Aufmerksamkeithaltung die mit Abstand häufigste ist, Musik also zumeist als Hintergrund „gehört“ wird. Im Folgenden geht es ausschließlich um die Wirkungen von Hintergrundmusik. Zuvor gilt es zu klären, in welchen Situationen von Musik, wann von Hintergrundmusik zu sprechen ist. Die Gegenüberstellung in Tabelle 2 gruppiert in einem sehr vorläufigen Sinne Situationen des Musikhörens dergestalt, dass links generell von hoher bis mittlerer Fokussierung auf die Musik gesprochen werden kann, rechts von niedriger bis mittlerer auf die Musik gerichteter Aufmerksamkeit. Dass man beim Autofahren zeitweilig sogar sehr konzentriert Musik hören kann, auch im Konzert die Gedanken in private wie triviale Gefilde abschweifen können, dass im Spielfilm die musikorientierte Aufmerksamkeit großen Fluktuationen unterliegt, bedarf keiner Diskussion, hier geht es zunächst um generelle Unterschiede.
- Musikpsychologische Studien konnten Wirkungen der Musik nicht bestätigen**
- Je nach Hörsituation ist zwischen Musik und Hintergrundmusik zu unterscheiden**
- Musik wird meistens als Hintergrund „gehört“**

② **Situationen des Musikhörens zur Erfassung ihrer Wirkungen**

Wirkungen von Musik ...	Wirkungen von Hintergrundmusik auf ...
beim Musikhören (i.e. Sinne)	Testleistungen
in der Musiktherapie	Schularbeiten
im Krankenhaus	Verhalten am Arbeitsplatz
im Spielfilm	Verhalten in öffentl. Situationen (Flughafen, Kaufhaus, Bank)
im Musikfilm/Videoclip	Verhalten beim Telefonieren
	Verständnis von Dokumentarfilmen
	Erleben von Werbespots
	Verhalten beim Autofahren
	Sporttraining

Quelle: Behne 1999 (Anm. 8).

③ **Ergebnisse von 153 Studien zur Wirkung von Hintergrundmusik**

	Wirkungen eindeutig belegt (positive wie negative)		komplexe bzw. schwache Wirkungseffekte		eindeutig keine inten- dierten Wirkungen belegt		Gesamt n	in %*
	n	in %	n	in %	n	in %		
bis 1969	17	45,9	10	27,0	10	27,0	37	100,0
1970 bis 1979	19	51,4	7	18,9	11	29,7	37	100,0
1980 bis 1989	18	43,9	11	26,8	12	29,3	41	100,0
seit 1990	13	34,2	7	18,4	18	47,4	38	100,0
Gesamt	67	43,8	35	22,9	51	33,3	153	100,0

* Rundungsdifferenzen möglich.

Quelle: Behne 1999 (Anm. 8).

Meta-Analyse von 153 empirischen Studien

Für den als Hintergrundmusik definierten Bereich wurden jene verfügbaren empirischen Studien gesichtet, in denen Musikeffekte auf sichtbares bzw. beschreibbares nicht-musikalisches Verhalten (im Sinne von abhängigen Variablen) untersucht wurden, und sie wurden daraufhin klassifiziert, ob in ihnen positive (oder negative) Wirkungen eindeutig belegt werden, ob ambivalente, komplexe oder nur sehr schwache Wirkungen ermittelt wurden oder ob keine statistisch nachweisbaren Effekte von Hintergrundmusik festzustellen waren.

In die letztgenannte Kategorie wurden auch solche Studien aufgenommen, die zwar bei nachgeordneten, „weichen“ Variablen (z.B. Verweildauer im Kaufhaus, Stimmung), nicht jedoch bei entscheidenden zentralen Variablen (z.B. Umsatz) Musikeffekte fanden. (9) Tabelle 3, in der 153 Studien des Zeitraumes 1911 bis 1997 berücksichtigt wurden, gibt eine zeitlich aufgeschlüsselte Übersicht über die Häufigkeit von publizierten Experimenten bzw. Feldstudien im Hinblick auf diese drei Kategorien.

Ein Drittel der Studien kann keine Wirkungen der Musik belegen

Exakt ein Drittel (51) der verfügbaren 153 Studien kann keine generellen Effekte der Musik belegen, was auf den ersten Blick also im Sinne von Wirkungslosigkeit zu interpretieren wäre. Die Tendenz im Laufe der Jahre ist steigend: Während die Anzahl dieser Studien bis 1989 bei jeweils knapp 30

Prozent liegt, steigt sie in den 90er Jahren – statistisch nicht signifikant – auf knapp 50 Prozent (Hypothese 2).

Diese Meta-Analyse mit einer abschließenden Einordnung in nur drei Kategorien (eindeutige Wirkungen, komplexe bzw. schwache Wirkungen, keine Wirkungen, vgl. Tabelle 3) ist ein relativ grobes Verfahren, sollte aber im vorliegenden Fall genügen, da es zunächst vorrangig darum ging, den Anteil nicht-signifikanter Studienergebnisse zu ermitteln.

Ein Drittel nicht-signifikanter Ergebnisse zur Wirkung von Hintergrundmusik ist ein bemerkenswert hoher Anteil, es gibt jedoch einige Gründe,

Wirkungslosigkeit der Musik dürfte heute überwiegen

die an dieser Stelle nur angedeutet werden können, da es sich bei diesem Ergebnis einer Meta-Analyse sogar noch um eine Unterschätzung der tatsächlichen Wirkungslosigkeit handelt. (10) Hier wäre u.a. zu erwähnen, dass Experimente, in denen keine Effekte der Musik belegt werden konnten, vermutlich häufiger unpubliziert bleiben als diesbezüglich „erfolgreiche“ Studien. Wenn man sich darüber hinaus bewusst macht, dass die Forschung der 90er Jahre methodisch anspruchsvoller einzuordnen ist als jene der vorangegangenen Jahrzehnte, dann ist davon auszugehen, dass der für die letzten Jahre zu beobachtende Wert von 47,4 Prozent (vgl. Tabelle 3) eine Unterschätzung ist, mithin Wirkungslosigkeit im Kontext der oben aufgeführten Situationen (vgl. Tabelle 2) heute generell als der häufigere Fall zu vermuten ist.

Für die häufig beobachtete Wirkungslosigkeit von Hintergrundmusik ist von verschiedenen Autoren Gewöhnung, Abstumpfung bzw. Habitualisierung ins Feld geführt worden. Danach wäre die zeitgeschichtlich argumentierende Hypothese zu überprüfen, dass die zunehmende Verfügbarkeit entsprechender Medien eine globale musikalische Habitualisierung bewirkt hätte. Dies ist in der Tat eine naheliegende Erklärung, vor allem dann, wenn man sich den Optimismus einiger früherer Autoren der 40er Jahre ins Bewusstsein ruft. Dort dominiert die Vorstellung, dass Leistungskurven durch Musik maßgeschneidert werden können, Produktion, Umsatz etc. musikalisch erheblich optimiert werden könnten. Habitualisierung bedeutet, dass Wirkungen zunächst vorhanden sind, dann je-

Hat die zunehmende Verfügbarkeit von Medien eine globale musikalische Gewöhnung bewirkt?

doch nach und nach verschwinden. Die zeitliche Verteilung der 153 Studien im Hinblick auf die Häufigkeit nicht-signifikanter Ergebnisse stützt diese Erwartung jedoch nur zum Teil. Bis 1989 liegt dieser Anteil bei knapp 30 Prozent, danach steigt er auf knapp 50 Prozent. Betrachtet man den Zeitraum vor 1969 etwas genauer, so fällt auf, dass bis 1959 nur zwei Studien mit nicht-signifikanten Ergebnissen veröffentlicht wurden (was den Optimismus der „Gründerzeit“ der Funktionellen Musik verständlich macht), in den 60er Jahren überwiegen die Studien, die keine signifikanten Resultate erbrachten, hingegen knapp (7 von 13).

Hintergrundmusik hat meistens keine Wirkungen, d. h. Menschen sind dadurch kaum manipulierbar

Man wird in diesem Rahmen also zusammenfassend feststellen können, dass Hintergrundmusik gegenwärtig in den meisten Fällen vermutlich keinerlei Wirkungen (auch keine geheimnisvollen, magischen oder unbewussten) auf die Menschen ausübt, sie mithin – zumindest gegen ihren Willen – wohl auch kaum manipulierbar sind. Dies wird man als naheliegende Konsequenz aus der allgegenwärtigen Verfügbarkeit von Musik interpretieren können.

Wirken sich mediale Gewöhnungsprozesse auf intensive Musikzuwendung aus?

Auch wenn dieser Umstand einerseits positiv zu bewerten ist (keine Manipulation durch Musik), so stellt sich jedoch zugleich die Frage, ob sich diese medialen Gewöhnungsprozesse nicht negativ auf die Intensität der Zuwendung zur Musik in anderen Situationen ausgewirkt haben. Können wir sowohl die Ohren verschließen (im Kaufhaus, im Wartezimmer), wie in Situationen der bewussten Zuwendung zur Musik (im Konzert, vor der Stereoanlage) sie jedoch wieder öffnen, um Musik in ihrer ganzen Ausdruckskraft zu erleben? Haben wir uns eine „Hornhaut im Ohr“ zugelegt, die uns zu „emotional Schwerhörigen“ gemacht hat?

Fazit

Intensität des Musik-Erlebens hat bei Jugendlichen in den 90er Jahren abgenommen

Zwei unabhängig voneinander durchgeführte Studien (Längsschnittstudie, Meta-Analyse) führten zu Ergebnissen, die sich in einem ganz bestimmten Punkt berühren, denen gleichwohl für sich genommen mehr Hypothesen- als Ergebnischarakter zukommt. Während sich in den 80er Jahren im Rahmen einer Querschnittstudie (11) ergab, dass Musik-Erleben in seiner Intensität im zweiten Lebensjahrzehnt generell ansteigt, so genanntes diffuses Hören, das heißt Hören von Musik als Hintergrundmusik, jedoch eher an Bedeutung verliert, gilt für Jugendliche der 90er Jahre die entgegengesetzte Tendenz (Hypothese 1). Zugleich zeigt sich, dass in Experimenten zur Wirkung von Hintergrundmusik, die ja in aller Regel geplant sind, um Effekte zu belegen, dies in den 90er Jahren seltener gelang als zuvor (Hypothese 2).

Ausblendung von allgegenwärtiger Musik ist Schutzfunktion – zugleich verringert sich Intensität des bewussten Musik-Erlebens

Die beiden Hypothesen ergänzen sich auf naheliegende und einleuchtende Weise (und gleichen damit u.U. das Quäntchen fehlender Signifikanz aus): Wenn Musik immer allgegenwärtiger wird (steigende Omnipräsenz von Musik; Medienpräsenz in den Kinderzimmern), man aber nicht immer angemessen auf die Musik reagieren kann,

müssen wir lernen, Musik nicht zu beachten, wegzuhören. Da wir die Ohren, im Gegensatz zu den Augen, nicht unmittelbar verschließen können, müssen wir möglicherweise auf dem Weg vom Ohr zur Hörrinde neurale Mechanismen (Filter) entwickeln, die die Musik ausblenden. Dann kann sie aber auch nicht mehr auf uns wirken. So positiv die Schutzfunktion zu bewerten ist, so kritisch muss es gesehen werden, wenn sich zugleich die Erlebnisintensität für bestimmte Komponenten des Musik-Erlebens eher rückläufig entwickelt.

Das steht nicht im Widerspruch zu der immer wieder gemachten Beobachtung, wie hoch der Stellenwert der Musik für Jugendliche ist. In einer Längsschnittstudie zur Mediennutzung ergab sich unter anderem, dass „Musik ... bei den Jugendlichen durchweg die wichtigste Rolle spielt“. (12) Auch die ungewöhnlich differenzierte Faktorenanalyse der verbalen Musikpräferenzen (siehe oben) ist ein Indiz dafür, dass der Artikulation für bzw. gegen bestimmte Musik als alltagsästhetisches Schema eine wichtige Funktion zukommt. Wenn die Musik aber nur ein Accessoire neben anderen (Schuhe, Jacken bestimmter Marken) ist, genügt es, sie lediglich als Klangtapete zu begreifen, sie als Hintergrundmusik zu hören.

Die Zusammenhänge von Medienverbreitung, -nutzung und musikalischen Hörgewohnheiten lassen sich definitiv erst belegen, wenn die betreffenden Veränderungen auch stattgefunden haben. Erst dann kann man Ursachenforschung betreiben und spätestens dann wird man mit der Frage konfrontiert: Sind die Prozesse umkehrbar? Kann der umweltbedingten, zunehmend stärkeren Abschirmung von akustischen und musikalischen Ereignissen eine entgegen gerichtete Entwicklung folgen, in der wir (genauer die nächste, respektive übernächste Generation) wieder zunehmend für Musik sensibilisiert werden?

Der Verein Zuhören e.V., eine Initiative des hr, beschäftigt sich mit der Frage, ob die Kunst des Zuhörens, nachdem das Radio erklärtermaßen zu einem Begleitmedium geworden bzw. gemacht worden ist, nicht entsprechender Förderung bedürfe. Wenn wir konzentriertes Zuhören als eine spezielle Kulturtechnik begreifen, die eigens erlernt werden muss, dann wären wir einen guten Schritt vorangekommen.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Standley, Jayne M.: A Meta-Analysis on the Effects of Music as Reinforcement for Education/Therapy Objectives. In: Journal of Research in Music Education 44, 2/1996, S. 105-135.
- 2) Vgl. Behne, Klaus-Ernst: Musikgeschmack in den 90er Jahren. In: Musikforum 84, 1996, S. 25-41; ders.: The development of „Musik-Erleben“ in adolescence – How and why young people listen to music. In: Deliège, Irene/John Sloboda (Hrsg.): Perception and Cognition of Music. Hove, East Sussex 1997, S. 143-159; ders.:

Musik hat bei Jugendlichen hohe Bedeutung, dient aber vor allem als Klangtapete

Können Menschen wieder stärker für Musik sensibilisiert werden?

Initiative „Zuhören e.V.“

- Träumen und Tanzen – Zur Funktionalität von Musikpräferenzen ... sowie vom unverhofften Segen der „Klassik“ in der Werbung. In: *Musicae Scientiae* 1/2 1997, S. 205-223.
- 3) Vgl. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/Main 1982.
 - 4) Vgl. Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/Main 1992.
 - 5) Vgl. Behne, Klaus-Ernst: Entwicklung des Musik-Erlebens im Jugendalter. Eine Längsschnittstudie (in Vorbereitung).
 - 6) Vgl. Behne, Klaus-Ernst: Urteile und Vorurteile: Die Alltagsmusiktheorien jugendlicher Hörer. In: De la Motte-Haber, Helga (Hrsg.): Psychologische Grundlagen des Musiklernens (Handbuch der Musikpädagogik, Band 4), Kassel 1987, S. 221-272, hier S. 249.
 - 7) Vgl. Drewes, Ralf/Gabriele Schemion: Lernen bei Musik: Hilfe oder Störung? In: *Musikpsychologie*, Band 8. Wilhelmshaven 1992, S. 46-66; Rötter, Günther/Catrin Plößner: Über die Wirkung von Kaufhausmusik. In: *Musikpsychologie*, Band 11. Wilhelmshaven 1995, S. 154-164; Karner, Ulrike: Entspannung durch Musik-Entspannungskassetten? Physiologische Befunde und ihre Aussage. In: *Musikpsychologie*, Band 14. Göttingen 1999, S. 42-51.
 - 8) Vgl. Behne, Klaus-Ernst: Zu einer Theorie der Wirkungslosigkeit von (Hintergrund-)Musik. In: *Musikpsychologie*, Band 14. Göttingen 1999, S. 7-23.
 - 9) Zum Beispiel Rötter/Plößner (Anm. 7).
 - 10) Vgl. Behne (Anm. 8).
 - 11) Vgl. Behne, Klaus-Ernst: Hörertypologien. Regensburg 1986.
 - 12) Barthelmes, Jürgen: Funktionen von Medien im Prozess des Heranwachsens. Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung bei 13- bis 20-jährigen. In: *Media Perspektiven* 2/2001, S. 84-89.

